

Analyse

Michael Herzig Der ehemalige Stadtzürcher Drogenbeauftragte will eine neue Debatte zur Liberalisierung anstossen. *Von Beat Metzler*

Er kommt nicht los von den Drogen

16 Jahre lang galt Michael Herzig als Zürichs «Mister Drogen». Niemand kannte die Welt der Süchte besser, von den Verstecken der Crack-Dealer bis zu den Finten der Präventionspolitik.

Im Juni war Schluss. Herzig kündigte seinen Job als Drogenbeauftragter. Mit 49 Jahren könne man noch einmal von vorn anfangen. «Freischwebend» nennt er seinen jetzigen Zustand.

Die Freiheit nutzt er auch, um frei zu reden. Im letzten «SonntagsBlick» forderte er, alle Drogen zu legalisieren, auch Heroin und Kokain. Die Konzepte der Suchtpolitik veraltet. Weltweit weise der Trend Richtung Freigabe, die Schweiz verliere den Anschluss.

Nein, sagt Herzig, das sei nicht die Rache eines frustrierten Ex-Beamten. Er sei im Frieden gegangen. Und in der Verwaltung habe er seine Vorliebe fürs Legalisieren nie verborgen. Herzig trug seine Meinung auch an die Öffentlich-



keit. 2004 schlug er vor, Zürich solle Kokain an Süchtige abgeben.

Als Drogenbeauftragter habe ihn das Tagesgeschäft stark vereinnahmt, sagt Herzig. Von einem Problem zum nächsten hetzte er: neue Partypillen, Randständige im Zeughaushof, Punks am Stadelhofen, wütende Nachbarn einer Methadonabgabestelle, versifftete Innenhöfe. Michael Herzig kümmerte sich darum.

Jetzt erst finde er Zeit und habe Luft, die Drogenfrage neu zu durchdenken, sagt Herzig. Dies sei dringend nötig. Viele Politiker mieden das «Pfui-Thema». Und die Linke, welche die Legalisierung einst ansties, habe sich in die «Präventionsfalle» politisiert. Wer ständig neue Regeln gegen das Rauchen durchsetze, habe Mühe, die Freigabe von Cannabis zu befürworten.

Michael Herzig ist kein Fantast. Der studierte Historiker prägte den viel

gelobten, pragmatischen Zürcher Weg mit. Er gründete die SIP, eine mobile Problemlösertruppe, schuf Alkoholkertreffs, warb für die Heroinabgabe, half, das Nach-Letten-Elend aus den Kreisen 4 und 5 zu vertreiben. Selbst skeptische SVP-Politiker nannten ihn einen «gewieften Kerl».

In den letzten Jahren trieb er die Verschiebung des Strassenstrichs in die Altstetter Sexboxen voran. Herzig, der oft mit Schirmmütze, Backenbart und schwarzer Brille auftritt, verteidigte das Projekt in unzähligen Interviews.

Durch seine Aussagen schimmerte immer Sympathie mit den Süchtigen und Randgestalten. Ein Abstinenzler war Herzig nie. Er trinkt gern Bier und Whiskey, spielt Bass in einer «Altherrenpunkband», deren bekanntester Song «Face Down in the Vomit» heisst. Den Kreis 5, wo der Berner seit langem wohnt, findet er heute fast zu proper.

Die Anziehung des Abgründigen lebt er auch im Schreiben aus. Dieses Jahr hat er seinen vierten Krimi («Frauen hassen») veröffentlicht. Wie die Vorgänger spielt er in einem düsteren, gewalttätigen Zürich.

Eine erfolgreiche Drogenpolitik funktioniere ganz einfach, findet Herzig: Wer wegen einer Sucht Hilfe sucht, soll sie bekommen. Die anderen seien selbst für sich verantwortlich. Ob sein Aufruf zur Entkriminalisierung viel bewirkt, bezweifelt Herzig. Die Schweizer Debatte laufe eher in die entgegengesetzte Richtung. «Manchmal muss man halt provozieren.»

Beruflich wird Herzig nicht mehr direkt mit Drogen zu tun haben. Nächstes Jahr beginnt er als Dozent an einer Fachhochschule. Es ist ein Teilzeitpensum. So kommt er oft zum Schreiben. Wenigstens seiner Fantasie bleiben die Abgründe erhalten.

Arbeit Bei der Gleichstellung ist der Lohn bloss eines von vielen Kriterien. *Von Carolina Müller-Möhl**

Gleichberechtigung in Firmen ist messbar

Gleicher Lohn für Mann und Frau: Seit 30 Jahren ist dieser Grundsatz in der Bundesverfassung festgeschrieben. Eine Selbstverständlichkeit, müsste man meinen. Ist es aber nicht. Eine OECD-Studie stellte eben erst - und zum wiederholten Mal - fest, dass in der Schweiz eine Frau für gleichwertige Arbeit heute noch 7 Prozent weniger verdient als ein Mann. Immerhin: Alle, die sich dafür einsetzen, dass Frauen und Männer in der Arbeitswelt tatsächlich gleichbehandelt werden, dürfen nun auf prominente Unterstützung hoffen. Der Bundesrat setzt Druck auf, in dieser Frage endlich vorwärtzuma-

chen (TA vom Donnerstag). Wenn Mann und Frau für die gleiche Arbeit nicht den gleichen Lohn erhalten, ist dies offensichtlich ungerecht. Aber die essenzielle Thematik, die sich dahinter verbirgt, ist vielschichtiger. Wir schaffen es in der Schweiz nicht, dass bestens ausgebildete Frauen auch angemessen auf den obersten Etagen in Politik und Wirtschaft ankommen. Wir sind unfähig, ein System anzubieten, das Frauen nicht vor die Wahl zwischen Beruf und Familie stellt.

Bereits fehlen Arbeitskräfte

Künftig sind wir noch dringender auf das Potenzial der Frauen angewiesen, weil wir mehr und mehr die Grenzen für qualifizierte ausländische Fachkräfte schliessen. Gemäss einer Studie der Boston Consulting Group fehlen heute schon 260 000 Arbeitskräfte, um unseren Bedarf zu decken. Bis in sechs Jahren wird diese Lücke auf 430 000 Beschäftigte anwachsen.

Die Abschottungstendenz in der Schweiz verschärft sich durch die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, die Angst vor dem Fremden, andere diffuse Ängste. Gerade diejenigen, die von solchen Bedenken geleitet sind, sollten sich ganz besonders davor fürchten, dass wir unsere Arbeitsplätze nicht mehr mit qualifiziertem Personal besetzen können. Genau sie sollten sich also für die Förderung unserer Frauen starkmachen.

Der Bundesrat setzt ein richtiges Zeichen, wenn er die Lohndiskriminierung von Frauen zuoberst auf die politische Agenda setzt. Zwei Dinge müssen dabei aber zusätzlich beachtet werden:

● Der Staat darf nicht in die Lohnautonomie der Unternehmen eingrei-

fen. Diese werden in Zukunft genügend gefordert sein, Frauen und Männer gleichzubehandeln. Denn eine nächste Generation wird sich jenen Arbeitgebern suchen, der die besten Arbeitsbedingungen bietet. Unterschiedliche Arbeitsmodelle, gleicher Lohn, ja, aber auch Kinderkrippen werden den Kampf um Talente entscheiden.

● Der Lohn ist lediglich ein Teilaspekt, auf den Firmen ihr Augenmerk richten müssen. Genauso wichtig sind die Rekrutierung, flexible Arbeitsmodelle, Weiterbildungsmöglichkeiten und die Unternehmenskultur.

Kein bürokratisches Monster

Das 2009 von zwei Frauen in der Schweiz gegründete Unternehmen Edge hat eine Methode entwickelt, mit der sich Gleichberechtigung auf all diesen Ebenen messen und sogar zertifizieren lässt. Unternehmen wie Ikea, L'Oréal oder Novartis haben dieses Messverfahren bereits eingesetzt. Der Ansatz ist einfach: Nur was messbar ist, wird umgesetzt.

Es ist deshalb auch kein Zufall, dass Edge schon als möglicher Partner für die Unternehmen genannt wurde, die vielleicht einmal Rechenschaft über die Chancengleichheit für Mann und Frau ablegen müssen. Natürlich wären auch die Revisionsstellen oder internen Audits bestens geeignet, ihren Auftrag um diese Dimension zu erweitern.

Was wir hingegen nicht brauchen, ist ein bürokratisches Monster, das die Unternehmen in der Schweiz noch zusätzlich an der freien Gestaltung ihrer Tätigkeit hindert. Darum ist auch der Anspruch der Gewerkschaften und anderer Interessenvertreter, sich als «Kontrollinstanz» zusätzlich Einfluss zu verschaffen, mehr Klientelismus als Lösungsansatz.

Im Übrigen ist die richtige Mischung eines Teams nicht ein Modetrend. Sie ist im ureigensten Interesse der Unternehmen. Eine Studie der Credit Suisse zeigte erst kürzlich wieder auf, dass sich Gleichberechtigung lohnt: Bezüglich Umsatz und Profit stehen jene Wettbewerber am besten da, in denen Frauen im Verwaltungsrat und in der Geschäftsleitung angemessen vertreten sind.

* Carolina Müller-Möhl ist Präsidentin der Müller-Möhl Group, Investorin und Philanthropin.



«Ausdruck der Meinungsfreiheit»: Das Werk Maurizio Cattelans vor der Mailänder Börse. Foto: Stefano Rellandini (Reuters)

Stinkefinger Der Klassiker unter den Beleidigungen führt immer wieder zum Eklat. Und dann zu Diskussionen. *Von Michèle Binswanger*

Poesie einer unflätigen Geste

Manchmal ist auch ein Genie sprachlos. Dann ist zuweilen eine Geste das präzisere Kommunikationsmittel. So geschehen vergangene Woche bei einer Pressekonferenz mit dem Architekten Frank Gehry. Was er über die Kritik denke, bei seinen Bauwerken gehe es lediglich um Spektakel, wurde er gefragt. Zur Antwort reckte er stumm seinen Mittelfinger in den Saal. Es folgte ein langes Schweigen.

Gehry ist nicht der einzige Prominente, der seinen Mittelfinger zur Kommunikation einsetzt. Wir erinnern uns an Melanie Winiger, die ihren Unmut über einen Polizeieinsatz während des Zurich Film Festival mit der rotzigen Geste kundtat. Am Wochenende gesellte sich Tennispieler Tony Robredo zum Club, nachdem er in einem Finalspiel gegen Andy Murray in drei Sätzen - und nach fünf verpassten Matchbällen - verloren hatte. Genau wie vor rund einem Monat in einem anderen Final, ebenfalls gegen Murray. Und so streckte Robredo seinem Besieger am Sonntag nicht die Hand, sondern gleich zwei Mittelfinger entgegen.

Am Montag schliesslich liess eine Kandidatin in Günther Jauchs absolut

unverdächtiger Quizshow «Wer wird Millionär?» den Mittelfinger aufblitzen - um ihm ein Tattoo zu zeigen. Die Beleidigung nahm sie dabei in Kauf.

Gesten sagen manchmal mehr als Worte. Der Stinkefinger ist die Ultima Ratio von Ärger, Frustration, Aggression - all dies, ohne dem Angegriffenen die Ehre gewählter Ausdrücke zu erweisen. Mit dem Stinkefinger beleidigte man sich gegenseitig bereits in der Antike, erigierten Penis dargestellt haben soll. Im englischsprachigen Raum bedeute der Stinkefinger «fuck you» oder «fuck off», wahlweise auch «up your ass», weiss Wikipedia.

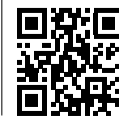
Risiken und Nebenwirkungen

Solche Übersetzungen in Ehren, aber sie verkennen die der Geste eigene poetische Eleganz. Die besteht nämlich in der subtilen Grenzüberschreitung. Im Grunde ist der Stinkefinger bereits eine Handgreiflichkeit, ohne dass man tatsächlich handgreiflich wird. Was auch der Grund dafür sein dürfte, dass gerade diese Geste im Inventar der Unflätigkeiten zu den absoluten Klassikern gehört und in der Populärkultur

immer wieder kunstsinnig zum Einsatz kommt. Kunstprovokateur Maurizio Cattelan etwa stellte 2010 in Mailand eine elf Meter hohe Marmorfaust mit gerecktem Mittelfinger auf, direkt vor der Börse. Sein Werk sei, sagte Cattelan, als «Symbol zeitgenössischer Kunst und Ausdruck der Meinungsfreiheit» zu verstehen.

Trotz aller Poesie gibt es natürlich Risiken und Nebenwirkungen. Strafrechtlich erfüllt die Geste den Tatbestand der Beleidigung. Und wer auf eine Provokation mit dem Stinkefinger reagiert und dann zusammengeschlagen wird, darf nicht auf volle Versicherungsbeiträge hoffen. Wer den Mittelfinger zeige, habe sich an der Schlägerei beteiligt, wertete das Bundesgericht einen entsprechenden Fall.

Frank Gehry kann also von Glück reden, dass keiner der Anwesenden ein Problem mit Aggressionsmanagement hatte. Später entschuldigte er sich. Er habe schlicht schlechte Laune gehabt.



Video So antwortete Frank Gehry seinen Kritikern.

finger.tagesanzeiger.ch